

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

255 (31.10.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 84

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 84.

Karlsruhe, Freitag den 31. Oktober 1913.

33. Jahrgang.

Kleine Nachrichten.

Die Arbeiterkinder zum Verständnis des Gegenwartens und zu wirtlichen Zeitgenossen zu erziehen, das steht sich das schöne und inhaltreiche Büchlein zur Aufgabe, das eben Adelheid Popp in neuer Auflage im Verlage der Wiener Volksbuchhandlung als *Mädchen* erscheinen läßt. 5000 Exemplare dieser prächtigen Schrift haben bereits ihren Weg in die Kreise der jungen Arbeiterinnen gefunden. Die neue Auflage soll alle die Arbeiterinnen erreichen, die von diesem Büchlein bisher noch keine Kenntnis haben. In ebenso erstens wir anziehenden Worten weiß Genossin Popp die Leserinnen dieser Schrift zu den Tugenden einer echten Proletarierin, zur Kameradschaftlichkeit, zur Solidarität, zur Bildung und zur mutigen Lebensführung zu ermuntern. Zugleich wird die Haltung des jungen Arbeitermädchens dem Manne gegenüber, ihre Kleidung, ihr Neuzug und die richtige Benutzung ihrer freien Zeit behandelt. Ueberdies kommen auch die Dichter zu Worte, um die Arbeiterin zum Denken, zur Erkenntnis und zur Gestaltung eines tapferen Lebens zu erziehen. Eine sehr schöne Geschichte stammt aus der Feder des großen holländischen Dichters Mulikali, eine Parabel von dem Dichtersphilosophen Anstus, sowie Gedichte von Friedrich Hebel, Moritz Hartmann, Paul Hensel, Alfons Rebold. Endlich enthält die wertvolle Schrift auch die herrliche Zeichnung von Albrecht Dürer, die einen trostigen Mädchenkopf darstellt. Die Schrift, die auch einen Hinweis auf gute Bücher enthält und hübsch ausgestattet ist, kostet nur 20 Pfennig und verdient auch in ihrer neuen Auflage die allerweiteste Verbreitung.

Minimallöhne. Die Wohlfahrtskommission in Oregon (Vereinigte Staaten) hat eine Arbeitsordnung für weibliche Angestellte aufgestellt, die im November in Kraft tritt. Danach müssen alle weiblichen Angestellten, die die Lehrzeit absolviert haben, einen wöchentlichen Minimallohn von 9,25 Dollar (etwa 37 M.) erhalten. Keine Frau darf länger als acht Stunden und zwanzig Minuten täglich oder 50 Stunden die Woche arbeiten, noch darf sie sich in der Zeit nach 6 Uhr abends beschäftigt werden.

Kampf der Schneidinnen gegen das Vollspensionsgesetz. Fünfzehn schweidische Frauenvereine, haben im Reichstag einen Protest gegen das Vollspensionsgesetz eingebracht, das den Frauen bei gleichen Abgaben nur zwei Drittel der Männerpensionen bewilligt, weil die Frauen ein höheres Alter erreichen als die Männer. Man glaubt, daß die Frauen Aussicht auf Erfolg haben.

Witwenunterstützung in Dänemark. In Dänemark trat kürzlich ein Gesetz in Kraft, das Witwen mit einem Vermögen unter 4000 Kronen (ungefähr 4330 M.) oder einem Einkommen von weniger als zwei Drittel des steuerfreien Betrages für jedes Kind eine Unterstützung zusichert. Diese beträgt bis zum 2. Jahre 100 Kronen (108 M.), vom 2. bis zum 12. Jahre 80 Kr., vom 12. bis zum 14. Jahre 60 Kronen. Die Witwen tragen Gemeinde und Staat zu gleichen Teilen. Die Abstufung weist auf Anerkennung eines Verdienstes der größeren Kinder hin; die größere Erwerbsmöglichkeit einer Mutter älterer Kinder wird mehr als wett gemacht durch die höheren Unterhaltskosten der Kinder.

Zu den Ortschulrat zu Stuttgart ist die Genossin Anna Bloss, die Gattin des Reichstagsabg. Wilhelm Bloss, wiedergewählt worden. Sie hat ihre Ausbildung in der Viktoriafschule und im Lehrerinnenseminar zu Karlsruhe erhalten und die Prüfung als Oberlehrerin bestanden. Sie ist die erste und einzige deutsche Sozialistin in einem solchen Amt.

Die Krise im Frauenstimmrechtsverband. Die reaktionäre Haltung des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht in der Wahlrechtsfrage hat die größte Ortsgruppe — Hamburg — die etwa 100 Mitglieder zählt, veranlaßt, aus dem Stimmrechtsverband auszuschneiden. Wahrscheinlich werden in der nächsten Zeit andere Vereine dem Hamburger Beispiel folgen, hier und da verlassen vielleicht auch die radikalsten Mitglieder die Vereine, deren Majorität zur rückwärtlichen Richtung im Verbande steht, und es ist wohl kaum anzunehmen, daß die Hamburger Mitglieder aus dem Deutschen Verband ausgetreten sind, um nur abseits von allen Frauenstimmrechtskämpfen zu bleiben. Eine neue Organisation wird sich bilden und je rascher sie anwächst und je entschiedener sie das demokratische Wahlrecht fordert, um so größere Fortschritte werden die Bestrebungen machen, die eine Annäherung des Deutschen Verbandes an die Deutsche Vereinigung für Frauenstimmrecht herbeiführen wollen. Auf jeden Fall wird die seit längerer Zeit notwendige Klärung eintreten und das kann man nur begrüßen.

Eine indische Vetzieschule für Frauen. In Delhi wird jetzt eine Hochschule für Frauen erbaut, in der Indierinnen eine fachmännische Ausbildung in der Medizin erhalten werden. Die Kosten für dieses erste Institut dieser Art in Indien sind durch

Sammlungen ausgebracht worden. Die Vetzieschule soll die Basis bilden für eine großzügig geplante Versorgung der weiten indischen Gebiete durch weibliche Ärzte. Die Hilfe, die die englischen Ärzte den Eingeborenen angedeihen lassen können, ist ganz ungenügend und deshalb weitere Hilfe heilkräftiger dringend notwendig. Zudem gibt es eine große Anzahl von sog. Kurdbahnen, d. h. von Frauen „hinter dem Schleier“, die streng an den Vorschriften der mohammedanischen Religion festhalten und sich von keinem Manne sehen lassen. Für diese ist das Vorhandensein weiblicher Ärzte dringend erforderlich. Die indischen Frauen, die sich bereits von altersher viel mit Heilkräften beschäftigten, eignen sich vortrefflich zur Ausbildung in den Heilwissenschaften, und so wird sich das Institut eines großen Zuspruches und guter Erfolge erfreuen. Die Einrichtung erfolgt nach dem Muster der Vetzieschule für Frauen in London; die Regierung hat den Bauplatz zur Verfügung gestellt und gewährt dem Unternehmen, das sie außerordentlich begünstigt, einen jährlichen Zuschuß von 200 000 M.

Eine Fachschule für Hausangestellte. Die von der Organisation der Dienstmädchen selbst ins Leben gerufen wurde, besteht seit einigen Jahren in Kopenhagen. Die Schule wurde im Jahre 1906 mit Unterstützung von einigen Hausfrauen ins Leben gerufen. Ihre Leiterin ist Marie Christensen, die Vorsitzende des Hausangestelltenvereins. Das auf verschiedenste Weise gesammelte Gründungskapital betrug 11 000 Kronen. Ursprünglich in einer Stagenwohnung untergebracht, beanspruchte das Institut bald den Raum von zwei Stagen. Die Kurse sind halbjährlich, und zwar werden die 18 bis 20 Volksschülerinnen in drei Abteilungen unterrichtet. Davon gibt die eine eine vollständige Ausbildung im Kochen, wobei die Mädchen auch lernen, mit einem bestimmten Haushaltungsgehalt zu wirtschaften; in der zweiten wird die Hausarbeit in all ihren Teilen gelehrt und in der dritten die Behandlung et Wasche. Allwöchentlich wechseln die Schülerinnen die Abteilungen. Eine Prüfung, über die ein Zeugnis ausgestellt wird, beendet den Kursus. Anfänglich war der Unterricht ganz unentgeltlich; seit 1910 bezahlen 15 bis 16 Schülerinnen ein Schulgeld von 10 M. monatlich; daneben existieren 4 bis 5 Freistellen. Im ganzen haben bis jetzt 194 Mädchen in Halbjahreskursen die Anstalt durchgemacht. Seit einiger Zeit sind auch zweimonatliche Kurse für Köchinnen und Stubenmädchen eingerichtet, die bisher von 526 Schülerinnen besucht wurden. Zum Teil deckt die Anstalt ihre Kosten durch einen Frühstücks- und Mittagstisch, der von 70 bis 80 Personen benutzt wird; auch wird Wäsche übernommen. Seit 1907 erhält sie vom Staat und von der Gemeinde einen festen Jahresbeitrag von je 2000 Kronen. Das Defizit (für die gesamte Zeit) beträgt nur noch 5540 Kronen.

Die erste deutsche Schreinermeisterin. Vor der Prüfungscommission der Kasseler Handelskammer erwarb sich dieser Tage eine junge Dame, Wally Lortsch, als erste in Deutschland die Würde eines Schreinermeisters. Angefähr ein Jahr hat das als Tochter eines Oberbürgermeisters in Vibau geborene junge Mädchen bei einem Kasseler Schreinermeister und Kunstschüler seine praktische Ausbildung genossen und sich dabei als ungewöhnlich befähigt erwiesen. Als Meisterstück hat Fräulein Lortsch einen prächtigen Salonschrank aus gemasertem Birkenholz mit Intarsien angefertigt. Neben ihren praktischen Kenntnissen verfügt die junge Meisterin über ein ausgezeichnetes theoretisches Fachwissen, so daß ihr das Meisterdiplom unter besonderer Anerkennung ihrer hervorragenden Leistungen überreicht werden konnte.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
 Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 3 des 24. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt heben wir hervor:
 Für unsere Kinder: Novemberabend. Von Bruno Wille. (Gedicht.) — Wenn die Männen wiederkommen. Von M. Leuterich. — Mutterliebe. Von Uda Negri. (Gedicht.) — Einmal Nashorns Freund und Leid. Von Fritz Bronkart v. Schellendorff. (Fortsetzung.) — Nach Italien. Von Max Bartel. — Brüder Braun. Von M. Hinrichs-Randler. — Allein hinterm Baum. Von Emma Döhl. (Gedicht.)
 Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgebühren 55 Pfg.; unter Kreuzband 85 Pfg. Jahresabonnement 2,60 M.
 Vom „Wahren Jacob“ ist soeben die 23. Nummer des 80. Jahrganges 16 Seiten stark erschienen und bringt ein Porträt des verstorbenen Genossen Wilhelm Gewehr in Elberfeld.
 Der Preis der 16 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. G. W. Dieckhoff, G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolportageuren zu beziehen.

Allerkinderseelen.

Zur niederen Erde sind die Körperchen eingegraben. Ihre Seelen sind entflohen, still, weltverloren. Keine Mutterhand kann sie je mehr fühlen, kein Gedanke sie erhaschen. Nur Tränen lasten auf ihnen, wie sie sich durchsichtig durch die Welten ins Unendliche schwingen.

Die Kinder haben abseits des Waldfriedhofs ihren eigenen Totenbain. Er ist mit grünen Stauden umwachsen und schmale, leuchtende Sandwege führen zu den winzigen Hügelchen, die eng beieinander liegen, verborgen zwischen Cypressen, Rosenstöcken und Herbstblumen. Manches Kindlein hat ein einfaches himmelblaues oder gelbes Mäntelchen, auf dem nur Name und Alter des kleinen Toten geschrieben steht. Ueber die Erde breitet sich weiches, grünes Moos, auf das ein Sträußchen gelegt oder ein Blumentopf hineingestellt ist. Andere wieder sind sorgfältig bepflanzt, bunt blühen die Blumen durcheinander. Die Solsturzstrahlen, die nebeneinander stehen, sind fast traulich anzusehen. Schlicht wie Kinderinnern fühlt, ist ihre Verzierung. Engelsköpfe sind darauf gemalt, die samt den runden Nernchen an weißen Flügeln schweben und mit großen Augen auf den Hügel herabsehen. Goldene Engel oder Porzellanengel stehen in faltigen Hemdchen unter Glasstürzen. Eine Großmutter lehnt mit zitternden Händen ein zerkrümeltes Blumensträußchen an das Glas. Sie nekt die Finger in der Weihwasserflasche, besprengt die Blumen, den Glassturz und den Sockel und kniet sich in die feuchte Erde, um zu flüstern. Da und dort bewegen sich schwarzgekleidete Frauen, die aus Schachteln lange weiße Schleier hervorholen und diese Herrlichkeit über Mal und Hügel legen. Sie geben sich alle Mühe, wenden und rafften die Schleier, damit sie lieblich die Erde ihrer Kinder wie Himmelswolken umfängen. Dann hängen sie ein Lämpchen in den Schutz des Mäntelchens und entzünden es. Weiße rote Strahlen verflechten sich in das Gemebe der Seelen.

Ein Mann kommt mit seiner Frau zu den Kindergräbern. Sie haben Farbtöpfe in den Händen und ein Kränzchen aus weißen und blauen Perlen. Der Mann beginnt das eiserne Kreuzchen zu überstreifen, die Mutter säubert das Dach und laciert es. Die Blättchen und Knöpfe, die ein paar Bindungen zusammenfassen, überkuppelt die Frau mit einer anderen Farbe. Sie zieht auch die Buchstaben des Namens mit freier Hand nach. Dann die Zahlen. Plötzlich zittert ihre Hand und verdirbt durch einen tiefen Strich die Zeichnung. Als der Mann das sieht, seufzt er. Er nimmt ein Lämpchen, feuchtet es mit Terpentin an und entfernt wieder den falschen Strich. Die letzten Zahlen setzt er selbst auf das Schildchen.

Währenddessen bückt sich die Frau und dreht den Kranz in ihren Händen. Sie fährt über die Glasperlen hin, daß es klirrt. Und als die Malerei fertig ist, gräbt sie das Kränzchen zwischen Immergrün, daß es zugleich geschützt ist und doch freundlich herborgrüßt. Der Mann sieht ihr zu, reinigt die Pinsel, wickelt sie in Papier und legt sie zu dem Rest Farbe in das Körbchen der Frau. Sie macht die kleine Schaufel von der Erde rein und tut es auch dazu.

„Es vergift sich so schwer“, sagt die Frau mit tränen-erfüllter Stimme. „Er könnte jetzt schon Vater und Mutter schreiben.“

„Es ist noch nicht aller Tage Abend“, erwiderte tröstend der Mann.
 „Doch“, meinte sie traurig, „ich habe alle falschen Hoffnungen aufgegeben.“
 „Komm“, sagte er und nahm sie beim Arm, „überlass dich nicht den traurigen Gedanken.“ Sie blieben noch einen Augenblick am Grabe ihres Kindchens stehen und gingen weiter. Unter einer Birke, die sich wie ein Gold-

franz mit fast entblätterten Ästen über die Stauden neigte, bückten sich die zwei. Da stand auf einem Hügel ein kleiner behauener Stein, er hatte Bronzegitter und dahinter verschlangen sich Kinderhände, die Händchen verstorbenen Zwillinge.

„Doppelter Schmerz“, flüsterte die Frau. Sie streifte beim Gehen mit dem Saum ihres Kleides die weißen Schleier, deren Enden bis auf den Weg fielen.
 „Wenn man diese Totengärten sieht“, sagte der Mann, „so begreift man es nicht, warum sich die Menschen jetzt gegen die Kinder verschwören wollen. Gibt es etwas, das so vorwurfsvoll auf die Menschen schaut, als die Gräber dieser zu früh Gegangenen. Und gibt es etwas traurigeres, als die vielen tausend Ungeborenen, denen grausam das Leben verweigert wird, die zu empfangen niemand Liebe und Mut hat?“

Sie gingen im Schatten der Bäume weiter. Zwischen Sträuchern oder hinter Baumstämmen verkrochen sich die Grabmale der Erwachsenen. Nette neigten sich auf Engel hernieder, die mit ausgebreiteten Armen den Frieden einer Menschenseele einfingen. Kapellen stehen im Gebüsch und wölben ihr zierliches Holzdach zu den Kronen der Bäume hin. Um schlauke, abgebrochene Säulen schlingt sich Feuer empor. Gemalte Farben verbinden sich mit der Pracht der Blumen und dem Grün, das Stille einatmet und Ruhe verbreitet. Nur die Allerkinderlampen leuchten; die bestrahlen die Totenhügel in geisternden Farben.

Während die Zwei an den Regen gehen, huscht das Licht hier und dort auf. „Das Fünftens Leben“, fuhr der Mann fort, „das einzige, das die Menschheit mit dem All verpflichtet, zu verschmähen! Das wäre der Untergang der Menschheit, wenn sie wie eine Terrasse willenlos in die Vergangenheit fänke. Während sie sich doch die Ziele zu ihrer höchsten Vollendung gestellt haben. Wozu wäre die große Menschheitsbewegung, wenn sie, um vielen die Unbilden des Daseins zu ersparen, diesen vielen das Leben verhinderte — freiwillig auf Mitleidpfeiler verzichtete? Wie können sie „dann dazu gelangen, die Widerstände zu überwinden und das Leben so hämmern zur helfen, daß es lebenswert wird?“

„Das ist ein böser Widerspruch“, sagte die Frau. „Dann könnten wir auch außer dem Verzicht auf das Liebste für unser Menschenberz noch unsere Hoffnungen für die Zukunft ins Grab tragen. Die ganze Bewegung könnten wir aufgeben, denn ein Leben ohne Möglichkeit zur Vollendung, nur ohne Hoffnung auf diese Möglichkeit, ist sinnlos. Die Welt gleiche einem Totenwald mit unzähligen Hügelchen, unter denen sich hoffnungsvolle Leben nicht erfüllen durften.“

Sie kamen in die Totenhalle und gingen durch den gelben Lichtschimmer an den Fenstern entlang, hinter denen zwischen Kerzen und feierlichen Pflanzen Verstorbene im letzten irdischen Schmuck aufgebahrt lagen. Gleich beim ersten Fenster blieb die Frau betroffen stehen. „Wie schön!“ flüsterte sie. Ein neugeborenes Kindlein lag im weißen Schmuck. Durch den Schleier war ein grünes Kränzchen gezogen und das ruhte auf dem winzigen Köpfchen. Die Hände waren über der Brust zierlich ineinander gefaltet. Eine weiße Nelke stak in den Fingern.

„Ein liebliches Gesicht“, sagte die Frau. „Und doch geht ein weher Zug des Wortwurfs über das Geschöpf, das ungeahnte Bewußtsein, daß es um den ganzen Menschheitsraum betrogen ist.“ Die Mutter hielt still und weinte leise für das Kind.
 Als sie zum Ausgange kamen, legte sich der Nebel über den Weg. Die Lampen wurden von dem weißen dicken Dunst fast ganz verhüllt. Nur ein matter kleiner Lichtschimmer blieb.

„Die Irrgänge im Nebel ist die Unvernunft der Menschen“, sagte wieder die Frau. „Wie anklagend gegen die Totenbildchen hinter dem Glas. Anklagend gegen die Menschen und ihre modernen Einrichtungen. Statt die Scheiben zu durchbrechen und die Toten aufzuwecken sollten wir die Welt zu einem Friedhofe machen. Statt Kampf und Leben die Ruhe von Allerseelen für die Menschheit wünschen, da das Leben stumm wehklagend vermodert.“

Das Tor fiel schwer hinter den beiden zu. Als die Mauer sich ganz im Nebel verlor, wurden langsam die Geräusche der Stadt laut und hallend. In der Ferne leuchtete ein Zug mit hartem Pfiff, er bewegte sich fort ins Nichtermeer des Lebens.

Eine Wende der Flugtechnik.

Mancher von denen, die am Samstag und Sonntag in Johannistal Pégouds Wunderflüge anstaunten, möchte sich jener anderen Welterwanderung erinnern, die sich zum Halleischen Tor hinaus ergoß, um die Flugkünste des amerikanischen Wundermannes Orville Wright zu sehen. Viele Zehntausende umsäumten damals das Tempelhofer Feld und juchzten dem Bühnen begeistert zu, der auf jener selbst am angustierenden Maschine wiegenden Fluges 20 bis 30 Meter hoch das Feld umkreiste. Fingerrißen wurde vollends das Publikum, als Orville Wright damals einen Höhenrekord aufstellte. In gewaltigem Anlauf — die Energie des Mannes übertrug sich förmlich auf die Tausende von Zuschauern — brachte er es auf 176 Meter Höhe. Er hatte damit den „Weltrekord“ um ein oder zwei Dutzend Meter gedrückt!

Das war vor vier Jahren — es ist wirklich noch nicht länger her, denn die geschichteten Szenen spielten sich im Jahre 1909 ab. Und heute steht der Welthöhenrekord auf 5800 Meter, heute hat die Flugmaschine mit 2160 Kilometer Tagesleistung sogar die längste Zeppeinfahrt um ein Beträchtliches geschlagen, heute fliegt man von Paris nach Warschau in einem Tage oder man überquert zur Abwechslung auch einmal das Mittelmeer in seiner größten Breite. So hätten wir es glorreich weit gebracht, so könnten wir uns in der Tat der Eroberung der Luft rühmen, wenn nicht das ungeheure Leichenfeld der Aviation wäre. Mehr als 300 Luftpioniere sind tödlich abgestürzt, sind mit ihren Apparaten an dem feindlichen Erdboden zerföhelt, zum Teil elend verbrannt.

Die Ursachen dieser Katastrophen lagen klar auf der Hand: sobald die Maschine durch einen Windstoß oder ein ungeschicktes Steuermanöver aus ihrer normalen Lage gebracht wurde, stürzte sie ab. Nahm der Flieger eine Kurve zu früh, so rutschte er seitlich ab; nahm er zu steil eine Steigung, so glitt er nach hinten in die Tiefe; stellte er den Gleitflug zu steil ein, so tauchte er kopfüber zu Boden. Was lag da näher, als auf Mittel zur Schaffung einer „automatischen Stabilität“ zu finden. Man baute zahlreiche Vorrichtungen, die durch selbsttätige Auslösung von Steuerbewegungen einen kippenden Apparat wieder ins Gleichgewicht bringen sollten. Oder man suchte durch besondere Verlegung des Schwerpunkts die Maschine an sich stabil zu machen: wie ein Stehaufmännchen sollte sie sich aus jeder Lage von selbst wieder aufrichten. Aber so geschickte Anordnungen man auch erfand, die Erfolge waren doch nur mäßige. Auch die „stabilsten“ Apparate kippeten und stürzten ab, und die wahrhaft „automatische Stabilität“ blieb bis jetzt noch ein Traum der Technik.

Und da kommt nun urplötzlich ein ziemlich neugebackener französischer Flieger und sagt uns: Ihr Flugtechniker befindet euch auf dem Holzweg. Ihr sucht etwas, was ihr gar nicht braucht. Ihr wollt die Flugmaschine so bauen, daß sie nicht mehr abrutschen und kippen kann. Wozu denn aber? Laßt die Maschine doch kentern und abstürzen so viel sie will — sie ist ja so stabil, daß sie jederzeit die normale Lage wiedergewinnt, wenn nur der Pilot sein Handwerk versteht und nicht den Kopf verliert. Es gibt keine Lage und wenn er auf dem Kopf stünde, aus der der Apparat nicht wieder mit Leichtigkeit in die Balance zu

bringen wäre. Die Flugmaschine, der ihr so ängstlich die Gleichgewichtslage erhalten wollt, ist ein viel virtuoseses Fluginstrument, als ihr euch träumen liebt. Sie ist viel leistungsfähiger, als ein Vogel. Sie kann ganz gefahrlos nach vorne und hinten Kurzelbäume in der Luft schlagen, was ihr kein Vogel nachmacht. Laßt also die Piloten nur ordentlich fliegen lernen und ihr könnt auf jede automatische Stabilität verzichten.

Und Pégoud behauptet das nicht nur, er demonstriert es uns ad oculos. Er zeigt uns, welche Wunderdinge man einer Flugmaschine, einem ganz normalen Blériot-Apparat, zumuten kann. Er bringt diesen Apparat in alle Stellungen, in die ihn ein Windstoß oder ein Zufall überhaupt bringen kann. Er läßt ihn seitlich abrutschen, er läßt ihn nach vorn und nach hinten kippen. Er schlägt ganze Ketten von sechs, sieben Kurzelbäumen hintereinander. Jede einzelne seiner Evolutionen würde für jeden Flieger den Todessturz bedeuten.

Von Akrobatik wird man auch deshalb nicht sprechen dürfen, weil eine Flugkunst wie die Pégouds in der Tat gegen die meisten Absturzesgefahren zu sichern scheint. Wir wußten wenigstens nicht, was Elementargefahren einem solide gebauten Apparat noch anhaben könnten, den ein Mann wie Pégoud lenkt. Nur dicht über dem Boden, bei Abflug und Landung, könnte ihn Unheil in Gestalt eines nicht mehr zu parierenden Windstoßes ereilen. Aber dagegen würde auch keine noch so vorzügliche automatische Stabilität sichern können.

Aber Pégoud richtet den Apparat im Nu mit einer spielenden Eleganz wieder auf, daß man an gar keine Gefahr denkt und das graziose Spiel dieser Flugkünste ästhetisch zu genießen vermag. Dabei hat Pégoud nur die Verspannungen verstärkt und die Steuerflächen etwas vergrößert, sonst aber an dem bekannten Blériot-Typ nicht das geringste verändert.

Handelt es sich hier also nur um die Akrobatik eines tollkühnen Fliegerartisten oder hat der Franzose recht, wenn er behauptet, erst durch seine Methode, zu fliegen, gelange man zur Luftbeherrschung und zur Ueberwindung der Absturzesgefahr? Pégoud sagt, seine Flugkünste könne ihm nach vorfichtiger Uebung jeder beherzte Flieger nachmachen. Das ist auch sehr glaubhaft. Auch die Gebrüder Wright hat man ja ursprünglich als Luftakrobaten verschrien, und heute haben wir Tausende geprüfter Flugzeugführer, von denen uns jeder einzelne versichert, daß das Fliegen wirklich keine Hexerei sei. Vielleicht haben wir also in wenigen Jahren Tausende von Pégouds!

Wir glauben auch nicht, daß es Pégoud besonders viel ausmache, wenn bei einem seiner Sturzflüge oder Saltos der Motor nicht wieder einspränge. Denn da der Apparat ja in der Lage so willig dem Steuer gehorcht, würde Pégoud wohl auch jederzeit zum Gleitflug übergehen können.

Töricht wäre es natürlich, wenn man nun blindlings mit jedem Apparat die Kunststücke des französischen Fliegers nachmachen wollte. Denn dazu gehört natürlich eine besonders geeignete Form des Apparates und vielleicht auch ein besonderer Motor, der Rotationsmotor.

Unsere massiven, geschweiften Tauben und unsere kolossalen Doppeldecker dürften sich kaum zu Flügen à la Pégoud eignen. Man wird sich deshalb auch nicht zu verwundern brauchen, wenn gerade unsere Flugindustrie und vielleicht auch unsere Militärverwaltung den Ansichten und Leistungen Pégouds mit kühler Skepsis begegnen sollte. Man lernt nicht gern um und zahlt nicht gern allzu hohes Lehrgeld. Aber auf die Dauer wird man sich der Bedeutung der neuen Flieger- und Flugtechnik schwerlich verschließen können. Uns will es wenigstens scheinen, als könne man des bekannte Goethewort so variieren: von heute und hier ab beginnt eine neue Epoche der Flugtechnik und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. (Vorwärts.)



Allerlei.

Erbauliches von der russischen Post. Die Frage, warum in Rußland so viele Briefe verlorene gehen, hat dieser Tage eine höchst eigenartige, aber schlagende Beantwortung gefunden durch zwei Vorfälle, die sich in ganz verschiedenen Teilen des weiten russischen Reiches abspielten. Erster Fall: Odessa. Eine Gruppe von Personen umstand dort den Wagen des Riewer Kurierzuges, in dem sich ein Postkasten befindet. Die Türe des Postkastens war geöffnet. Aus der Öffnung zum Einlegen der Briefe ragten Briefschaften hervor, als ob der Kasten vollgestopft wäre. Der Gewarmer rief den Postbeamten herbei und dieser nahm den Postkasten aus der Nische heraus. Es erwies sich folgendes: Der Postbeutel war leereswegs voll, sondern nur die Öffnung war vollgestopft. Hinter dem Postkasten aber und unter ihm lag eine Menge alber Briefe, die beim Einlegen neben den Postbeutel geraten waren und somit nicht an ihre Adresse gelangen konnten. Zweiter Fall: Niga. In der dortigen Eisenbahnwerkstatt sollte der Postwagen Nr. 764 repariert werden. Als man den Diban von der Wand löste, fand man eine Menge geöffneter Briefschaften, und zwar nicht nur an Privatpersonen adressierte, sondern auch geheime Schreiben der Gendarmerie! Die Briefschaften stammten aus dem Jahre 1911 und der Wagen war von da ab stets im Betriebe gewesen. — Rußland scheint darnach das Land der Briefe zu sein, die „ihn nicht erreichen“.

Was Amerika für Eis ausgibt. Einen interessanten Einblick in den gewaltigen Eisverbrauch der Vereinigten Staaten gewährt eine neue Statistik, aus der hervorgeht, daß in einer Reihe von amerikanischen Großstädten der jährliche Eisverbrauch für den Kopf der Bevölkerung über 1000 Kilo hinausgeht. Der Gesamtverbrauch des Landes erreicht 4500 Millionen Kilogramm. Trotz des gewaltigen Aufschwunges der Kunsteis-Industrie werden noch immer 2250 Millionen Kilogramm, also mehr als die Hälfte des Verbrauches, durch Natureis bestritten. Da im Großhandel für das Kilogramm Eis durchschnittlich 1 Pf. bezahlt wird, erreichen die Ausgaben für Eis im Haushaltungsbereich des Volkes die stattliche Gesamtsumme von jährlich 406 Millionen Mark. Das in den großen Eiswerken und Fabriken festgelegte Kapital wird auf über 600 Millionen Mark geschätzt. Dabei bewegt sich der Verbrauch in einer außerordentlich schnell aufsteigenden Linie; in der Tat hat sich die Eisproduktion allein in den sieben Jahren von 1904—1911 nahezu verdoppelt. Die Stadt Newyork mit ihren 4,3 Millionen Einwohnern hat vom Juni 1911 bis zum Juni 1912 4500 Tausend Eis verbraucht. In ähnlich riesenhaften Riffen benutzte sich der Verbrauch von Gefrorenem, der 1906 noch rund 200 000 Liter betrug und 1912 bereits 455 Millionen Liter im Werte von 344 Millionen Mark erreichte. Allein im Monat Juni 1912 verbrauchte Newyork im Durchschnitt täglich 150 000 Liter Gefrorenes, wogegen — um einen Vergleich mit einer europäischen Wohlstadt zu ziehen — Paris in der gleichen Zeit nur 9000 Liter täglich verbrauchte.

Wie in Leipzig die Monarchen knieten und die Pferde in Andacht versanken! Die Berliner „Vossische Zeitung“ erzählte am 13. Januar 1814 in einer Wiener Korrespondenz folgende, „auf die Verleserung eines Augenzeugen gegründete, der Bekannmachung würdige Anekdote“: Als der Kaiserl. Königl. Feldmarschall Fürst v. Schwarzenberg durch die Niederlage und Flucht des Feindes die dreitägige Schlacht bei Leipzig am 19. Oktober 1813 entschieden sah, sprengte er im gestreckten Galopp von dem Kampfplatze, um seinem Souverän die erste Nachricht von dem glänzenden Siege zu überbringen.

Die drei Monarchen befanden sich kaum eine halbe Stunde von dem Kampfplatze entfernt auf einer Anhöhe. Der Feldmarschall eilte auf sie zu, salutierte mit dem Degen und sprach zu dem Kaiser, seinem Herrn: Ein Maj., die Schlacht ist beendet, der Feind auf allen Punkten geschlagen — er flieht —, der Sieg ist in unseren Händen.“ — Ein Wid zum Himmel und eine Träne im Auge war die Antwort.

In denselben Augenblicke stiegen Se. Maj. vom Pferde, legten Hut und Degen auf die Erde, knieten nieder und dankten Gott mit lauten Worten. Diefem frommen Beispiele folgten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen; kniend und mit geneigtem Haupte sprachen sie: Vener, der Herr ist mit Dir! — Und plötzlich sank auch die sämtliche Generalität auf die Kniee. Es war ein herzergründender Anblick, die drei gekrönten Häupter mit ihrem Generalkabe, ihren Garben unter Gottes freiem Himmel kniend — dem Herrn der Heerscharen danken zu sehen . . .

Verwunderungswürdig war es, daß die zügellosen Pferde während dieser imposanten Feierlichkeit, ohne einen Auffschlag zu tun, ruhig neben ihren Reitern standen . . . Diese herrliche Erzählung, die wie geschaffen für alle au-

reißigen Schutzbücher war, erregte damals ungemein. Der preussische Staatskanzler Hardenberg erzielte sofort aus Basel dem Berliner Polizeipräsidenten Le Coq einen Brief, weil er als Jenfor diese Anekdote hatte durchgeben lassen. Hardenberg beehrte den Jenfor, wie man solche Geschichten nur aufpassen könne: „Das Gewand, in welches diese Erzählung eingekleidet ist, vorzüglich die Bemerkung, daß während des Hintrien der Monarchen und ihrer Generalität die zügellosen Pferde, ohne einen Auffschlag zu tun, ruhig neben ihren Reitern gestanden hätten, trägt so sehr das Gepräge einer Ironie an sich, daß ich es gern gesehen haben würde, wenn Ein. Dochwohler, dieser Anekdote da. Imprimatur verjagt hätten, indem es für ein offizielles Blatt nicht passend ist, Erzählungen aufzunehmen, die bei einem großen Teile des Publikums nur gar zu leicht zu satirischen Bemerkungen Anlaß geben.“

Woraus zu ersehen, wie die Zeitgenossen unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig die Rolle der Fürsten würdigten!

Für unsere Frauen.

1000 Mitglieder in einer Woche gewonnen!

Unsere Wiener Genossinnen haben in einer Woche durch Hausagitation 1000 neue weibliche Mitglieder der Partei zugeführt.

Genossinnen, machts nach!

Schon in seinem Aufruf hat der Parteivorstand darauf verwiesen, daß angesichts der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, durch die unsere Werberbeit für die Partei erschwert wird, mit doppeltem Eifer und verstärkter Ausdauer die Agitations- und Organisationsarbeit betrieben werden muß.

Das gilt in besonderer Weise für die Frauen. Für sie ist zudem das Rekrutierungsgebiet das bei weitem größere. Von 982 850 Mitgliedern der Partei sind nur 141 115 weibliche. Viele Frauen und erwachsene Töchter unserer organisierten Genossen sind also noch nicht organisiert, ganz zu schweigen von den Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse, deren männliche Familienmitglieder uns gleichfalls noch fernse stehen. Hier ist also noch sehr viel zu arbeiten.

An vielen Orten bei uns in Deutschland haben die Genossinnen mit Benutzung einer kleinen Broschüre: „Wißt du eine der Unrigen?“ oder unter Zuhilfenahme eines kleinen, einfachen, einseitigen Flugblattes bei der Hausagitation ebenfalls gute Erfolge erzielt. An vielen anderen Orten ist diese Art der Agitation dagegen leider noch arg vernachlässigt.

Möge das Beispiel unserer Wienerinnen unsere Genossinnen überall zur Nachahmung anspornen. Der Erfolg wird sicher die Mühe lohnen.

Eine Frauenkonferenz

der sozialdemokratisch organisierten Frauen der Provinz Schleswig-Holstein und des Fürstentums Lübeck fand am Sonntag den 26. Oktober in Neumünster statt. Anwesend waren 47 Delegierten, fünf Mitglieder des Bezirksvorstandes, sieben Vorsitzende der Kreisorganisationen, fünf weibliche Mitglieder der Kreisvorstände, Genossin Zieh vom Parteivorstand und 15 Gäste. Seit drei Jahren hatte keine solche Provinzkonferenz stattgefunden, währenddem sind die weiblichen Mitglieder auf über 9000 angewachsen. Wie wichtig diese Konferenz war, ging aus den beiden Themen hervor, über die Genossin Zieh sprach: 1. Wie gewinnen und wie schulen wir die Frauen für die politische Tätigkeit? 2. Kinderschutz und Jugendbewegung. Während sie im ersten Referat auf die Notwendigkeit der besseren politischen Schulung der proletarischen Frauen hinwies, hierbei eine Reihe Anleitungen gebend, zeigte sie im zweiten Referat an der Hand zahlreicher Beispiele, wie notwendig im Interesse der proletarischen Kinder ein besserer Kinderschutz sei, für den einzutreten nur die Sozialdemokratie sich anbeischig gemacht habe. Ganz besonders sei es notwendig, die weibliche Jugend zu gewinnen, die furchtbar ausgebeutet werde. — Für wie wichtig man auf der Konferenz die Agitation unter den Frauen hielt, geht aus der einstimmigen Annahme folgender Resolution hervor: „Die am 26. Oktober 1913 in Neumünster tagende Frauenkonferenz empfiehlt dem Kreisvorständen, zu betonen, daß die weiblichen Vorstandsmitglieder der einzelnen Orte und Kreise je nach Bedarf zusammenkommen, um sich über die zu entfaltende Agitation zu besprechen.“ Nach einer äußerst anregenden Diskussion wurde dann die Konferenz nach achtstündiger Tagung geschlossen.